

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337713](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337713)

Weinsuppe und von der Weinsauce? Tut man die etwa nicht essen, he? Aber die Hauptsach ist, daß man trinken kann den Wein, und daß man gesund bleibt dabei. Das ist ein Goldwein, ein Goldwein, sag ich. Da sind Euerer Grumbeere und Euer Kraut nichts dagegen."

"Nun, Herr Erner," fiel ihm da Grundherr ins Wort, "wir wollen uns da nicht herumstreiten, ob man den Wein oder die Kartoffeln nötiger hat zum Leben. Darum bin ich jetzt nicht gekommen. Von wegen Euerer Tochter bin ich gekommen. Der Beiteles wirds Euch ja schon gesagt haben. Fragen will ich, ob sie keine Lust hätte — na, wir sind ja alt genug und brauchen da keine lange Einleitung zu machen, — also ob sie meine Frau werden möchte. Ader und Wiesen habe ich die Fülle und ein schönes Haus und ein schön Sümmechen bar Geld dazu auch noch. Also wie ist's, Fräulein?" wandte er sich jetzt an die Tochter des Alten.

Die aber verzog ihr Mäulchen und sprach: "Aber was denken Sie, Herr Grundherr, wenn ich doch einmal heirate, dann heirate ich nicht auf das Land, sondern in die Stadt."

Das war der zweite Korb.

V.

Juni ist's. Frühmorgens. Auf einer seiner Wiesen steht Josef Grundherr und wendet Heu. Daneben auf einer Wiese ihres Vaters steht Rosel Huber und wendet auch Heu. Und der Josef Grundherr schaut hinüber und die Rosel Huber schaut herüber. Und wenn ihre Blicke sich zufällig treffen, werden beide rot und schauen weg. Und der Himmel ist so schön blau. Kein Wölkchen ist daran. Und dort im Osten steigt die Sonne em-

por. Und die Vöglein jublieren. Jetzt hält Josef Grundherr mit dem Schaffen ein, setzt seinen Rechen schief gegen die Erde und stützt sich darauf.

"Bist müd?" fragt die Rosel, hält auch ein und stützt sich auch auf ihren gegen die Erde gestemmen Rechen.

"Na, tut gut, so ein bißchen rasten."

Josef Grundherr geht etwas näher zu Rosel heran, daß er nicht so laut zu sprechen braucht, wenn er etwas länger mit ihr plauschen will.

"Schön Wetter, heut," sagt er jetzt.

"Wenn es nur so bleibt," meinte die Rosel.

"Könnten es brauchen," sagt Josef Grundherr.

"Ja," sagt die Rosel.

Eine Zeitlang ist's jetzt still zwischen den beiden. Dann sagt der Josef: "Na, wie steht's mit Deinem Schatz, Rosel, mag er Dich noch immer nicht?"

"Ich weiß nicht," flüsterte Rosel ganz leise und schaut ihn von der Seite verschämt an.

Da schaut ihr der Josef in die Augen, lang und innig, und da weiß die Rosel auf einmal, daß ihr Schatz sie mag. Und dann liegen sie sich in den Armen. Und die Sonne umfließt sie mit goldenen Strahlen. Und die Vöglein jublieren noch lauter wie vorher. O, wie herrlich ist doch die Welt!

Bald darauf hielten die Rosel Huber und der Josef Grundherr Hochzeit. Und wurden glücklich miteinander und blieben es bis heute, und es sieht nicht darnach aus, als ob es einmal anders werden sollte zwischen ihnen. Und Bildung hat die Rosel auch. Die echte, rechte Bildung, die im Herzen sitzt, wenn sie sich auch nicht zu drehen und zu wenden weiß nach modischer Art.

So kam es, daß der Josef Grundherr zwei Körbe bekam und doch glücklich wurde.

Sinnsprüche und Sprichwörter.

Wer täglich sich zum Sterben schickt
Den hat Gott gnädig angeblickt;
Er steht in rechtem Friedens Bann,
Den Gott nur, die Welt nicht geben kann.
Denn wer im Leben Gutes tut,
Den überkömmt ein sterker Mu,
Und ihn erfreut des Irdes Sturb',
Da ihm die Seligkeit wird kund.

A. Dürer.

Nachstehend veröffentlichen wir einige Sinnsprüche und Sprichwörter unseres verstorbenen Vizepräsidenten Karl Knopf aus Neuweier, die in seinem Nachlaß gefunden wurden und uns von befreundeter Seite zugingen. Die klaren, treffenden und ungekünstelten Ausprüche eines einfachen Bauersmannes dürften wohl die Beachtung weiter Kreise unserer Leser finden.

Um den Haß und den Jörn der Bösen dir zuziehen, genügt es schon, daß du Gutes tust und dich auf die Seite des Rechtes stellst.

Unser Gewissen verlangt von uns, daß wir nur die Wahrheit sprechen und das Herz ruft uns zu, daß wir nicht alles sagen sollen, was wahr ist; beiden können wir gehorchen.

Fast alle Menschen wünschen recht vieles zu besitzen, und doch kann dieses uns für die Ewigkeit nichts nützen, Nur ein edles Streben und ein frommes Herz, Machen glücklich und führen uns himmelwärts.

Wenn Gott strafen will Volk und Land,
Nimmt er den „Herren“ den Verstand.

Ein Mensch, der viel Trank zu sich nimmt, wird weder Geheimnisse behalten, noch Geld bewahren können.

Jugend und Alter.

Dies ist, o Mensch, im Erdental
Gewöhnlich so dein Lebenslauf,
Mit Enthusiasmus fängst du an,
Mit — Rheumatismus hörst du auf.

Ein
wirklich
komme
regelm
ihnen
vorher
nen I
der V
wohl
Dienst
trozde
meiste
das g
haben,
allem
noch
Wette
Außer
Vord
sein,
mehr
so daß
lich
der P
gabe i
mal a
in ber
Wirt
Zay
morgen
brud,
Seew
ten D
stellen
Karl
werden
eingetr
Aber
rung
len n
verbin
aufwei
sehen
von h
Lustbr
und T
Tale
dem
dem b
tiger,
gleich
terfch
das
fließt,
drehun
ablenk
sonder

Die Witterungskunde im Dienste der Landwirtschaft.

Von A. Pepler.

Eine der geläufigsten und für Kultur und Landwirtschaft hochwichtige Frage ist die nach dem kommenden Wetter. Wie zahlreich die Wetterregeln und Erfahrungssätze auch sind, es kann ihnen doch nur sehr wenig Wert für die Wettervorhersage zugestanden werden. Erst der modernen Witterungskunde ist es gelungen, auf Grund der Wetterkarten Erfolge zu erringen, die uns wohl berechtigten, die neue Wissenschaft in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen. Daß nun trotzdem diese Wettervorhersagungen von den meisten Landwirten, die doch zur Zeit der Ernte das größte Interesse an dem kommenden Wetter haben, zu wenig beachtet werden, liegt wohl vor allem daran, daß die Wetterkarten und Prognosen noch zu wenig verbreitet sind, da die Zahl der Wetterdienststellen vorläufig noch zu gering ist. Außerdem dürften die Grundlagen, auf denen die Vorhersagungen beruhen, nicht genügend bekannt sein, auch sind der Irrlehren auf diesem Gebiet mehr als in irgend einem anderen Wissenszweig, so daß es dem Laien schwer fällt, das wissenschaftlich Wahre vom Falschen, vom Aberglauben und der Phantasterei zu unterscheiden. Meine Aufgabe im folgenden ist daher, den Landwirten einmal auf Grund einer Wetterkarte die Vorgänge in der Atmosphäre und dann die Tätigkeit und Wirksamkeit einer Wetterdienststelle zu schildern.

Zahlreiche europäische Stationen teilen ihre morgens 8 Uhr angestellten Beobachtungen (Luftdruck, Temperatur, Wind usw.) telegraphisch der Seewarte in Hamburg mit, welche die gesammelten Depeschen weiter an einzelne Wetterdienststellen gibt, wie Aachen, Gießen, Weilburg a. d. L., Karlsruhe u. a. Nach Einlauf der Depeschen werden die Beobachtungen sofort in eine Karte eingetragen, so daß die „Wetterkarte“ also eine Übersicht der um 8 Uhr herrschenden Witterung gibt. Anstatt den Barometerstand in Zahlen neben die einzelnen Stationen zu schreiben, verbindet man alle die Orte, die gleichen Luftdruck aufweisen, durch eine Linie — Isobare. Nun sehen wir sofort, daß gewisse Gegenden Europas von hohem, andere von verhältnismäßig mittlerem Luftdruck bedeckt sind, sie tragen die Worte Hoch und Tief. Wie nun das Wasser vom Berg zum Tale rinnt, so fließt auch die Luft als Wind von dem Hoch, dem barometrischen Berge zum Tief, dem barometrischen Tale, und zwar umso kräftiger, je dichter aneinander gedrängt die Linien gleichen Drucks verlaufen, je größer also der Unterschied zwischen Hoch und Tief ist, ebenso wie das Wasser einen steilen Berg rascher hinabfließt, als einen flachen. Da nun die Achsendrehung der Erde die Luftströmung nach rechts ablenkt, so weht der Wind nicht graden Wegs, sondern in spiralförmigen Bahnen in das Tief

hinein, und zwar so, daß auf der Südostseite des Tiefs Südwind, auf der Südseite Südwestwind usw. weht.

In dem Tief selbst steigen die Luftmassen in die Höhe. Hierbei kühlt sich die Luft ab, und durch diese Abkühlung wird ihr Wasserdampf zu Wolken verdichtet, aus denen bei weiterer Verdichtung Regen fällt. In dem Tief, sowie in seiner Umgebung herrscht also in der Regel trübes Regenwetter.

Anders liegen die Verhältnisse bei einem Hoch. Dort fließt die Luft spiralförmig nach außen, und um das atmosphärische Gleichgewicht wieder herzustellen, wird die Luft in den Höhen zum Nieder sinken gezwungen. Eine Folge des Nieder sinkens der Luftmassen ist eine Verdichtung und Erwärkung derselben, die Wolken lösen sich auf, es herrscht heiteres Wetter.

Wir haben also, wie wohl leicht einzusehen ist, einen geschlossenen Kreislauf der Luftströmung vor uns. Im Tief steigt die Luft, sich abkühlend und wolkenbildend in die Höhe, fließt oben als Oberwind nach dem Hoch hin, sinkt in diesem, sich erwärmend und die Wolken auflösend nieder, um auf der Erdoberfläche von dem Hoch zum Tief wieder als Unterwind zu wehen.

Betrachten wir nun genauer die Wetterarten verschiedener aufeinander folgender Tage, so beobachten wir zunächst, daß die Hochs gerne ihre Lage längere Zeit über ein und derselben Gegend Europas beizubehalten pflegen. Sie sind es, welche unserem Wetter den Charakter des Beständigen verleihen. Die heißen und bürren Sommer, welche der Landwirtschaft nicht unerheblichen Schaden zu bringen vermögen, verdanken fröhlichen Hochdruckgebieten ihre Entstehung. Im Gegensatz hierzu bedingen die Hochs im Winter meist strenge Kälte. Die Sonne vermag nämlich nicht den Wärmeverlust, den die Erde während der langen Nacht durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum erlitten hat, durch Einstrahlung an dem kurzen Tag zu ersetzen. Ist keine Schneedecke vorhanden, so wird die Kälte etwas gemildert, da die Erde von ihrer ausgespeicherten Wärme an die Luft abgibt. (Da, es kann unter gewissen Bedingungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, sogar mildes Wetter herrschen, trotz eines vielleicht kräftigen Hochs.) Eine Schneedecke aber, welche die Saaten auch vor dem Erfrieren schützt, verhindert die Wärmeabgabe der Erde an die Luft, letztere kühlt sich, ohne jeden Ersatz für die ausgestrahlte Wärme zu erhalten, stark ab. Unsere strengsten und hierdurch denkwürdigsten Winter sind durch Einwirkung eines Hochs bei ausgedehnter Schneedecke entstanden. Auch die bekannten Maisfröste sind durch eine ähnliche Wetterlage bedingt. Wenn ein Hochdruckgebiet sich weit nach Norden erstreckt, so daß die kühle, dem höchsten Norden entstam-

mende Luft bis in unsere Gegend vordringt, dann wird oft die Temperatur so stark erniedrigt, daß dieselbe durch die nächtliche Ausstrahlung unter den Gefrierpunkt sinkt. Diese Fröste sind wegen der hohen Empfindlichkeit der Vegetation in dieser Zeit meist sehr verderblich. Während also im allgemeinen die Hochs dem Wetter den Charakter des Beständigen aufbrüden, verleihen ihm die Tiefs in ihren stark wechselnden Formen den Charakter des Unbeständigen, Launischen. Was zunächst die Temperatur anlangt, so ist klar, daß wegen der schützenden Wolkendecke weder kräftige Einstrahlung der Sonne am Tage, noch stärkere Ausstrahlung in der Nacht erfolgen kann, also weder Hitze im Sommer, noch Kälte im Winter.

Im Gegensatz zum Hochdruckgebiet pflegt das Tief seine Lage rasch zu ändern. Es wandert, und zwar meist von Südwest nach Nordost. Nehmen wir nun den Fall an, daß ein Tief nördlich von uns vorüberziehe, wie dies meist der Fall ist. Beim Herannahen desselben dreht bei uns der Wind nach Südosten, im Sommer heiteres, heißes, im Winter kaltes und trockenes Wetter verursachend. Beim weiteren Vorrücken des Tiefdruckgebietes, etwa nach der Nordsee hin, beginnt das Barometer zu fallen, es zeigen sich weiße, dünne Wölkchen (Fiedervölkchen) und der Wind dreht sich verstärkend nach Süden, bald nach Südwesten. Die Wolken werden rasch dicht, bald fällt Regen. Im Sommer sinkt, im Winter steigt die Temperatur, es gibt kühles, regnerisches, bezw. mildes, feuchtes Tauwetter. In dem Augenblick, in dem das Tief nördlich an uns vorübergeht, uns also am nächsten liegt, erreicht das Barometer seinen tiefsten Stand. Hat das Tief diese nördliche Lage passiert, kommen wir also auf seine Rückseite, dann treten Witterungsverhältnisse ein, welche von den vorhergehenden stark verschieden sind. Bei steigendem Barometer und nun auch im Winter wieder sinkender Temperatur, weht der Wind stoßweise, oft mit Sturmstärke, Sonnenschein wechselt rasch mit Bewölkung, aus der starke, aber nur kurz anhaltende Regenschauer niederstürzen; im Winter geht der Regen in Schnee über. Falls dem Tief nun kein zweites folgt, kommen wir allmählich in ein Hoch hinein, welches vollkommene Aufbeiterung bedingt.

Meist verlaufen die Witterungserscheinungen nun nicht so einfach, wie in dem oben angeführten typischen Beispiel, indem rasch mehrere Tiefs aufeinander folgen, indem sich Teilgebilde lostrennen, welche die einzelnen Witterungsphasen mehr oder weniger verwischen.

Da die Tiefs im allgemeinen bestimmte Bahnen einzuschlagen pflegen, so ist beim Erscheinen eines Luftwirbels, bevor irgend welche Anzeichen für einen Witterungswechsel bemerkbar sind, es leicht möglich, Prognosen für den nächsten, in vielen Fällen auch für mehrere Tage auszugeben, wie dies in erster Linie im Interesse der Landwirtschaft auf Grund der eingangs erklärten Wetterarten geschieht.

Um nun eine einheitliche Auffassung der Voraussagen zu erzielen und jede Zweideutigkeit auszuschließen, sind von dem Wetterdienst feststehende Ausdrücke eingeführt worden; es hat sich nämlich gezeigt, daß Bezeichnungen, die für vollkommen unzweideutig gehalten wurden, dennoch beim großen Publikum zu Mißverständnissen Anlaß gaben.

I. Für den Wind:

1. **Ruhig:** Wird in der Voraussage nicht besonders vermerkt, da fast jeden Tag sich vorübergehend etwas Wind erhebt.

2. **Schwachwindig.**

3. **Starkwindig:** Der Wind wird dem Landwirt in seinen Arbeiten hinderlich und störend (so beim Säen), er bewegt die größten Bäume, schüttelt Obst ab usw.

4. **Stürmisch:** Der Wind deckt Dächer ab, entwurzelt Bäume, übt zerstörende Wirkungen.

II. Für die Bewölkung.

1. **(Meist) heiter:** Klarer Himmel überwiegt bei weitem die Bewölkung, sie kann ganz fehlen.

2. **Zeitweise heiter bezw. zeitweise wolkig:** Blauer Himmel wechselt in etwa gleichem Maße mit Bewölkung ab.

(Meist) trüb: Die Bewölkung überwiegt entschieden, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß zeitweise die Sonne durchblickt.

III. Für den Regen.

1. **Kein Regen:** Wird in der Voraussage nicht besonders bemerkt, häufig tritt die Bezeichnung „trocken“ dafür ein.

2. **(Sehr) geringer Regen:** Derselbe vermag den Landwirt in seinen Arbeiten weder sonderlich zu hindern, noch das Wachstum der Pflanzen nach vorangegangenen trockenem Wetter merklich zu fördern. Er tritt in einem größeren Gebiet, immer nur stellenweise, nie allenthalben ein. es heißt daher meist „stellenweise geringer Regen“.

3. **Regen:** (Regenschälle, Regenschauer, Gewitterregen). Es heißt: Regenschälle, wenn stärkerer Regen mit kurzen Unterbrechungen länger andauert (auch Landregen genannt), **Regenschauer**, wenn in den Pausen zwischen den einzelnen Schauern, die meist nur kurz andauern, der Himmel sich etwas aufheitert; **Gewitterregen**, wenn Regen in Begleitung von Gewittererscheinungen (Blitz und Donner) fällt.

Allgemein wird unter „Trockenperiode“ ein länger oder kürzer anhaltender Zeitraum mit keinem oder nur geringem Regen verstanden. Innerhalb einer Trockenperiode kann es natürlich wohl zu vereinzelt unergiebigen Niederschlägen kommen, ohne daß hierdurch der Charakter der Witterung verändert würde; ebenso dürfen in einer „Regenperiode“ zwischendurch vereinzelt Tage ohne Regen auftreten, ohne daß die Voraussage als falsch angesehen werden darf, wenn „Regenperiode“ vorausgesagt wurde. Dies nur, um zu zeigen, daß man nicht am Worte haften darf, sondern den

Sinn
Publ
IV
gelte
Tage
wen
ver
noch
folge
noch
U
mach
ders
Inter
oft
prakt
lünft
Wär
raum
Säd
in P
zu; t

Sinn erfassen muß, was leider von dem großen Publikum meist nicht befolgt wird.

IV. Die Voraussetzungen für die Temperatur gelten für die höchste Temperatur des folgenden Tages, als auch die niederste der folgenden Nacht, wenn nichts besonderes bemerkt ist. Neben der vermutlichen Temperatur-Änderung wird auch oft noch der wahrscheinliche Temperatur-Charakter des folgenden Tages zugesetzt, z. B.: „kühler, aber doch noch warm“, „wärmer, aber doch noch kühl“ usw.

Außerdem wird noch besonders aufmerksam gemacht, ob Nachtfrost zu erwarten ist, was besonders im Frühjahr für die Landwirte von größtem Interesse ist. Als Schutzmittel hat sich gegen diese oft verderblichen Spät-Fröste Rauchentwicklung praktisch gut bewährt, denn hierdurch wird eine künstliche Wolkendecke geschaffen, welche die Wärmeausstrahlung der Erde in den kalten Welt-raum und hiermit den Nachtfrost verhindert. Säde mit feuchtem Mist gefüllt und mit Petroleum in Brand gesetzt, eignen sich besonders gut hierzu; dieses Verfahren ist auch wegen seiner Billig-

keit zu empfehlen. Anhaltendes kräftiges Gießen erweist sich in kleineren Pflanzungen ebenfalls als gutes Schutzmittel.

Soviel über die Fassung der Voraussetzungen der Wetterdienststellen.

Was nun die Treffsicherheit derselben anlangt, so werden von den Wetterdienststellen mit kleinem Prognosen-Gebiet zirka 93 % Treffer erreicht, während die Sicherheit der Voraussetzungen der deutschen Seewarte beispielsweise stark vermindert wird. Der Grund hierfür liegt daran, daß die Seewarte aus verschiedenen Gründen gezwungen ist, für große Gebiete, wie Nordwest-, Süd- und Ostdeutschland einheitliche Voraussetzungen aufzustellen, während doch das Wetter in Nordwestdeutschland ebenso wie in Ost- und Süddeutschland durchaus nicht einheitlichen Charakter trägt. Soviel kann behauptet werden, daß Zentralen mit kleinem Wettergebiet, das im großen und ganzen einheitlichen Charakter trägt, wohl geeignet sind, unseren Landwirten von großem Nutzen zu sein, wie dies aus zahlreichen zustimmenden Urteilen hervorgeht.



Im Regen da wach's' ich. Von Ludw. Richter.

Wie der Hans ein tüchtiger Bauer wurde.

Von H. Schwär.

I.

Aus Mitleid hatte der Klausbauer ihn zu sich auf seinen Hof genommen, den 14jährigen Hans, dessen Mutter so früh und jäh der eiskalte Todesengel hinweggerissen und dessen Vater bald darauf im Hospital das Zeitliche segnete. Der kleine Hans mit seinem blonden Lockenkopf und himmelblauen Augen war arm, ja bitterlich arm dem Schicksal ausgesetzt, doch der Klausbauer hatte seine Freude an ihm; er sagte sich, und das hatte ihn langjährige Erfahrung gelehrt: „Arme Kinder stellen sich auf einem Bauernhose manchmal besser an, als reiche und feine; die armen wissen, wo 's Brot herkommt.“

Ja, der Klausbauer war ein Menschenkenner; die Klausbauerin, couragiert, etwas stolz, ehrgeizig und doch recht seelengut, immer im Hause aufs peinlichste schaltend und waltend, paßte so recht zu ihm. Sie standen beide in den besten Jahren, so in den 40ern, und die Erna, ihr Töchterchen von 18 Jahren, die bereits die Haushaltungsschule absolviert, machte ihren Eltern alle Ehre. Im Gegensatz zu manch anderen Bauerntöchtern war sie auch nach ihrer Institutsausbildung immer die schlichte und fleißige Bauerntochter, stolz auf den Bauernstand. In der Wirtschaft ging sie durch dick und dünn, packte überall frisch an, sang zur Arbeit, wo sie ging und stand, war loszujagen der Sonnenschein im Klausenhof.

Doch zurück zum kleinen Hans! Gar schwer fiel ihm in den ersten Tagen das Bauernhandwerk, und wenn er seine Gedanken zurückwandern ließ in die Kinderzeit, die selige, wenn dann oft des Morgens in aller Frühe bei seiner Arbeit in den Ställen, auf der Tenne, oder dem Felde die lieben verstorbenen Eltern vor seinem geistigen Auge standen, da brach sich gar manchmal das Licht im Prisma verstoßener Tränen. Doch die Not, die strenge, befahl. „Dem Mutigen gebört die Welt,“ sagte ihm des öfteren sein Vater selig, und wenn auch bettelarm, so war Hans im Glauben an bessere Tage tröstlich. Mit seiner jugendlichen Energie überwand er die harte Anfangszeit auf dem Klausenhof, lebte sich mit wachsender Freude und Strebsamkeit hinein in die Bauernarbeit, so daß nach Jahr und Tag der einstmals kleine Hans die brauchbarste Kraft des Hofes war, die wohl der Klausbauer nicht vermessen mochte. Ja, Hans war des Klausbauern rechte Hand geworden, was er schaffte, war, wie man so zu sagen pflegt, gemacht; im Ackerbau, im Heuet, zur Zeit der Getreideernte fand er schier keine Ruhe, und das Zutrauen des Klausbauern ihm gegenüber wurde dasjenige eines Vaters zum Sohne. Seine Liebe, die er zur Natur gewonnen, das Sehnen, die Fülle ihrer erquickenden Herrlichkeit zu erkennen, drängte ihn, sein

Wissen zu ergänzen, stand er doch in täglicher Fühlung und Verbindung mit der Natur.

„Klausbauer,“ sagte er in seiner schlichten Art eines Abends nach des Tages harter Arbeit, „Klausbauer, hättest Ihr was dagegen, wenn ich die Ackerbauschule besuchen wollte?“

Der Klausbauer stuzte. Das war für ihn eine kitzliche Frage. „Ich muß mir das doch noch gründlich überlegen, Hans,“ meinte er.

Nach einem „Gut“ nacht, Klausbauer,“ legte sich Hans auf den Strohsack. Die unsichere Antwort des Herrn brüdete sein Gemüt und er dachte lange darüber nach, bis Himmelsengel sanft mit süßem Schlummer seine Augenlider bedeckten.

Der Klausbauer indes hielt mit der Bäuerin über Hansens Wunsch Rat. „Laß ihm doch seinen Wunsch“, waren die letzten Worte der Bäuerin. „Er hat es verdient; der Besuch der Ackerbauschule wird nicht nur sein, sondern auch unser Nutzen sein.“

Wochen waren verfloßen. Die Gipfel der bekannten heimatischen Berge erglüheten im Morgensonnenschein, als der Klausbauer mit dem Hans zur Ackerbauschule fuhr. Hans war überglücklich. Während der Fahrt schweiften seine Gedanken nochmals zurück auf den vergangenen Abend, da er im Kreise der Klausenfamilie gleichsam Abschied feierte. „Wenn dir was fehlt, so schreibe ungeniert, wir helfen, wo wir können“, sagte da noch des Bauern Töchterlein. Ihr jugendliches Herz war doch etwas beklommen und sie konnte es fast nicht verstehen, daß Hans am frühen Morgen seines Abreisetages so hurtig die beiden Weißfüchse puzte, den Wagen zurecht machte, Säffel faßte, die Füchse einschirrte und anspannte.

In der Schule stellte sich Hans gut ein; seine Vorgesezten erblickten in ihm das Vorbild eines Schülers sowohl als eines gut erzogenen Bauernburschen.

II.

Auf dem Klausenhof war eine kleine Veränderung eingetreten: Die 24jährige Erna war die Braut eines im nahen Städtchen wohnenden Dr. Willmanns geworden. So kam es, daß der Klausenbauer eines schönen Tages anlässlich eines Besuches in der Ackerbauschule dem Hans kurz erklärte: „Die Erna heiratet den Dr. Willmann und wenn du wieder zurückkommst, wird auch bald die Hochzeit sein.“

Nachdem Hans einige Wochen später die Schule mit einem Nobelpreise abgeschlossen, holte ihn des Bauern zweiter Knecht, der Jörg, mit dem Wagen ab. Die beiden Weißfüchse, die Hans früher so wohl gepflegt, wieherten, als sie ihn wiedersehen; sie kannten ihn, den alten Tierfreund, noch nur zu gut, und der schlaue Hand-

fuchs schnitt ein Gesicht, als wollte er sagen: „Hans, wie sieht es mit dem Zuderstückchen aus?“ Und die Weiden guckten ihn an, bis er ihnen ihren Wunsch erfüllte.

Durch duftende Wälder, grüne Täler, durch üppige Wiesen und Saaten ging die frohe Fahrt, der alten Heimat zu. Hans erzählte lachend von seinen Schultagen; eine schlanke, mar-tige Gestalt war er geworden, wohlgebildet; seine alte, einfache, leutselige Gemütsart hatte er nicht verloren, und als der Wagen den heimatischen Bergen entgegenrollte, rief er in seiner Jung-mannesfrische inmitten Gottes freier Natur aus seiner frohen Bauernseele heraus: „Du lieber himmlischer Vater, wie ist deine Welt doch so schön, so wunderschön!“ Des Abends erreichten sie den Klausenhof. War das ein freudiges Wiedersehen! Sogar die lustige Ilse vom Birkenhof, die früher schon den Hans recht gerne gesehen, zufällig bei seiner Ankunft auf dem Klausenhof, war ganz besungen, wie sie ihn wieder sah, ihn sprechen hörte, und allerhand Ge-banken gingen ihr auf dem Wege zum Birkenhof durch den Kopf.

Ernas Hochzeit war der Zeit entsprechend still verlaufen. Einige Tage nach der Trauung machte das junge Ehepaar eine kleine Hochzeitsreise; von dieser Zeit an war Erna auf dem Klausenhof nur hin und wieder zu sehen. Hans aber war die ausschlaggebendste Person auf dem Hofe, die Triebkraft des Klausenhofs. Oft erzählte er des Abends dem Klausbauer manches vom neuzeit-lichen Wiesen- und Ackerbau, von den Geheim-nissen einer rationellen Düngungsweise der Acker und Matten, von der Rentabilität einer fort-schrittlichen Tierzucht, von den Vorteilen zweck-entsprechender Maschinen bei dem heutigen Man-gel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Und wie er so wieder einmal am Erzählen war, so ganz allein beim Klausenbauer, da sagte dieser, ja er sagte es mit einer gewissen Wehmut: „Hans, altersschwach und lebensmüde bin ich jetzt halt auf dem schönen Klausenhof geworden, und nun muß ich mich in den Ruhestand setzen. Hans, brav und tüchtig bist du jederzeit gewesen; ich muß ab-geben; versprich mir, daß du den Klausenhof in der alten Kraft und Blüte erhältst und du sollst mein Nachfolger, sollst Junollausbauer werden.“ Bei diesen Worten dachte Hans wieder einmal zurück an seine verstorbenen Eltern, an seine liebe, arme, gute Mutter, seinen strengen und doch wohlmeinenden Vater; an seine erste Zeit auf dem Klausenhof, aber auch an all' das, was er auf dem Hofe gearbeitet. Die Worte des Klausbauers machten indessen sein junges Herz voll Freude. Menschenglück!

„Klausbauer“, meinte er, „in meinen Händen soll der Klaushof sicherlich nicht verblühen, Euren und der Bäuerin Lebensabend will ich in dank-barster Weise derart gestalten, daß Ihr die Über-gabe des Hofes an mich niemals bereuen werdet.“

III.

„Der Hans hat den Klausenhof gekauft“, er-zählte man sich in der Nachbarschaft. „Heute waren sie beim Notar, der Klausenbauer, die Bäuerin, der Hans — und der Doktor soll auch dabei gewesen sein.“ — „Ob es den Alten wohl nicht reuen wird,“ meinten die einen; die andern „einen besseren Nachfolger konnte der Klausbauer wohl nicht finden.“ Hans störte sich an all diesem Geschwätz nicht. Er fühlte sich als Jungklaus-bauer, begann zu wirtschaften, wie es ihm seine Erfahrung und Schule gelehrt. Wiesenkultur war sein Stedenpferd. Die Wiese ist die Mutter des Ackers, sagte er sich, ohne guten Wiesen kein gutes Futter, ohne gutes Futter keinen ordent-lichen Viehstand, ohne Vieh keinen Dünger, ohne Dünger keinen wohlgenährten Acker; und was den Ackerbau anbelangte: Richtige Fruchtfolge, Aus-wahl für den Boden am besten geeigneter Ge-treidearten und Sorten, eine zweckmäßige Boden-bearbeitung und Düngung, ein gesundes, leim-träftiges, reines Saatgut, Pflege der Saat, dazu der Segen Gottes, bürgen mir für einen guten Ertrag, niemals aber der Aberglaube mancher Landwirte, es läme beim Ackerbau hauptsächlich darauf an, in welchen Mondzeichen und Aspekten die Bestellung vorgenommen wird.

Den innigen Zusammenhang des Acker- und Wiesenbaus mit der Tierzucht, und die volkswirt-schaftliche Bedeutung dieser in der Gewinnung von Fleisch, Milch, Butter und Käse betrachtete Hans als Hebel des Volkswohlfstandes. Er er-blickte als Grundlage einer fortschrittlichen und rentablen Tierzucht die Beschaffung bodenstän-diger Tiere, Auswahl bester Vater- und Mutter-tiere im Laufe der Generationen, gesunde Ställe, sorgfältige Fütterung gepaart mit sorgfältiger Pflege.

Im genossenschaftlichen Zusammenschluß der Landwirte sah er die Kraft des Bauernstandes. Der einzelne kam ihm vor, als ein schwacher Stalm, der im Sturmwinde des Wirtschafts-lebens letzten Endes doch wieder niedergebrückt wird. Als die langersehnte Stunde schlug, da er in einer Vollversammlung der Landwirte seines Ortes die Gründung einer Bezugs- und Absatz-genossenschaft vornahm, sprach er, wie nur ein junger mitten im Kampfe des Wirtschaftslebens stehender feurriger Jungbauer es zustande bringt, von Selbsthilfe durch Vereinigung aller Kräfte zur Erreichung gemeinsamer Ziele, von Selbsthilfe, der Lösung des landwirtschaftlichen Fortschritts.

Hans war der Segen seines Ortes; alles war für ihn eingenommen; kein Wunder, daß der Birkenbauer sein Jawort gab, als Hans um seine Tochter Ilse warb. Wenn auch früher ein gar zu lustiger Wildfang, wurde sie, als sie auf dem Klausenhof zu schalten und walten begann, doch ernster und dennoch steckte in ihr die frohden, blühende Jugendkraft, sie war in ihrem Wesen

die junge Bauersfrau voller Erfahrung und Erkenntnisse, treu ihrem Hans. „Dir gehört mein Leben, dieser Ring soll mir angeschmiedet sein, nichts soll mich von dir trennen,“ sagte sie am Hochzeitstage zu Hans. Tüchtig auf dem Felde mit helfend, gestaltete sie die Arbeit für die Leute möglichst freudig; in Zeiten besonders angestrebter Tätigkeit, stellte sie sich oft selbst die strengsten Anforderungen. Hans erblickte in ihrer Seele eine Welt, ein Leben, ein Glück.

Wenn die Tal- und Nachbarsleute des Sonntags an den Fluren und Aedern des Klausenhofes vorbeisamen, hielten sie gar oft den Schritt mit dem Bemerkten: „Wie doch aus dem kleinen Hans ein tüchtiger Bauer geworden ist!“

Sonntag abend war's. Dr. Willmann und Erna und auch ihr kleiner Stammhalter waren auf dem Klausenhof zu Besuch. Vor dem Hofe unter der großkronigen Linde saßen sie in traulichem Gespräche. Fahl und matt glitt der Sonne letzter Strahl über den Klausenhof, die Glöckchen der Enzianen hüllten den Grasboden in liebliches Blau, die Arnica in leuchtendes Gold.

Erna, Dr. Willmann, der Altklusenbauer und die Altklusenbäuerin unterhielten sich über den Saatenstand auf dem Klausenhofe. Der alte Klausenbauer stützte sein ehrwürdiges graues Haupt mit der Rechten und von seinen Lippen flossen langsam die Worte: „Wie doch der kleine Hans ein tüchtiger Bauer geworden ist!“

Humoristischer Winkel.

Geistvolle Frage aus Kindermund. „Papa“ sprach der kleine Hans, „warum heißt es denn immer Muttersprache und nicht Vatersprache?“ — „Das kommt daher, weil die Mütter immer mehr zu sprechen haben, als der Vater.“

Babische Gemüthlichkeit vor Gericht. Richter: „Sagen Sie mal, wie heißen Sie?“ — Angeklagter: „Ambrosius Hindebein.“ — Richter: „Aus welchem Grunde hat man Sie eigentlich hierher geholt?“ — Angeklagter: „Aus dem Taubergrunde!“

Geständnis. Ein Student, der mehr im Kopfe hatte, als im Geldbeutel, setzte sich zu einer Wirtstafel und sprach von seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit. Nachdem man ihm geraume Zeit zugehört hatte, sagte einer der Anwesenden: „Wir haben nun genug gehört, was Sie können, sagen Sie uns aber auch nun, was Sie nicht können.“ — „Oh, das ist bald gesagt,“ versetzte der Student, „ich kann meine Beche nicht bezahlen!“

Beim Frühstück. Dienstmädchen: „Wenn ich lese, vergesse ich Essen und Trinken.“ Hausfrau: „Hier haben Sie ein schönes Buch, Anna!“

Bis wir uns wiedersehen. Auf dem Friedhof zu Dollarthausen hat eine Witwe ihrem Manne folgende Worte auf den Grabstein setzen lassen: „Ruhe in Frieden — bis wir uns wiedersehen!“

Die Jugend bei der Ernte. „Na, mein Junge, wie geht's mit der Arbeit?“ — „O, ganz gut. Ich habe mit dem Gemüsegarten begonnen und, um mich an das Arbeiten mit der Sense zu gewöhnen, hab' ich zunächst mal allen Salat abgemäht.“

Aus Erfahrung. Frißl ist unartig. Mama droht ihm, den schwarzen Schloßfeger kommen zu lassen. Da sagt Frißl: „Das macht gar nichts, geht doch unsere Marie so oft mit ihm und er hat ihr doch nichts getan!“

Ein Soldatentind. In der Familie eines Kavallerieoffiziers steht ein freudiges Crejanis bevor. Der Leutnant fragt seinen sechsjährigen Sproßling: „Sag mal, Hans, was möchtest du lieber haben, ein Schwesterchen oder ein Brüderchen?“ Da sagt Hans: „Na, weißte Vater, wenn der Mutter egal ist, am liebsten ein Schautelpferd.“

Appetitlich. Gast: „Herr Wirt, Sie müssen Ihrem Hund mehr zu fressen geben. So lange ich esse sitzt er vor mir und starrt mich an. Ich soll ihm gewiß

etwas geben?“ — Wirt: „I wo, der Hund ist satt, der weiß bloß, daß Sie den Teller haben, aus dem er sein Fressen kriegt.“

Ein Witzbold. „Was wiegt deine Frau jetzt?“ — „Unser Jüngstes.“

In London las man einst den Tag nach dem neuen Jahr an allen Straßenecken einen gedruckten Zettel, in welchem angekündigt wurde, daß von sechs Uhr abends an bis zehn Uhr ein lebendiger Mensch in der Straße Nr. . . . zu sehen wäre, welcher so viele Augen hätte, als Tage im Jahr. Der Preis war auf vier Schilling für die Person festgesetzt. Es fand sich am Abend eine große Menge Neugierige ein und erlegten das Eintrittsgeld. Nach langem Warten wurde in dem Zimmer, wo sich die Zuschauer befanden, endlich ein Vorhang vor einer Art von Bühne aufgezogen und was sah man? — einen gewöhnlichen Menschen mit zwei Augen. Alle Anwesenden hatten einen solchen Anblick nicht erwartet und es entstand halb ein lautes Rufen: „Der Wundermensch solle erscheinen!“

Da trat der Unbekannte, der sich dem Publikum präsentiert hatte, mit vieler Fassung an den vorderen Rand der Bühne und sagte:

„Meine Herren und Damen! Was ich versprochen habe, ist von mir redlich erfüllt worden. Sie sollten einen lebenden Menschen sehen, der so viele Augen hätte, als Tage im Jahr. Heute ist der 2. Januar, das Jahr hat also zwei Tage, und so viele Augen können Sie auch bei mir sehen.“

Mehrere der Anwesenden wollten zwar ihre Unzufriedenheit mit dieser Prellerei dadurch auslassen, daß sie zu pöhlen und schimpfen anfangen, und einige hatten sogar Lust, sich täglich an dem Spitzkopf zu vergreifen, aber die Mehrzahl überstimmte diese und man beschloß, den armen Teufel für seinen listigen Einfall in dem Besitz des gelosten Eintrittsgeldes ungestört zu lassen.

In einer Gesellschaft rühmte sich ein reicher Ged, daß er mit seinem Geide in ein Mädchenberg zu steigen imstande wäre. „Damit stimme ich vollkommen überein,“ erwiderte ein Witzbold; „denn schon Philipp der Große, König von Mazedonien, hatte den Wahlspruch: „Keine Mauer ist zu hoch, als daß nicht ein mit Gold beladener Esel über sie zu steigen vermöchte“.

Ma
schuber
Stad
Geb
morge
den S
den w
Blüte
fen S
Zahl
Blum
nennen
Ein
sachen
erster
blume
der F
die K
reinen
und
K l a t
alles
j p o r
Nid
poetis
Landm
und F
liebst
holde
benen
Fehde
leistn
besäße
Napol
immer
Woder
müde
mals
recht
auch
mag j
frische
alsbal
ein du
dort n
auf u
derblie
Es
fleißig
welche
lich m
Wie s
Gewä
diese
ganz
jenen
dem

Acker- und Wiesenunholde.

Manches Stadtherrchen mit glatten Handschuhen und buftendem Taschentuch, manches Stadtfräulein im zierlichen Kleid, mit schillernden Federn im Hut, das an einem heitern Sommermorgen einmal den engen Straßen entflieht und den Schritt hinaus zu grünen Wiesen, zu wogenden Saatsfeldern beflügelt, findet sein Ergötzen an den weißen und gelben, an den roten und blauen Blüten, die wie bunte Fakter zwischen den schlanken Palmen hier in größerer, dort in geringerer Zahl schwanken und schweben. Den Flor der Blumen und ihr neckisches Spiel um die Halme nennen sie insgemein anmutig und poetisch.

Ein phantasiereicher Dichter betrachtet die einfachen, schmutzlosen Halme als das Bild der ernststen und schlichten Männerwelt, die Feldblumen hingegen sind ihm der liebliche Schwarm der Frauen. „Dort,“ so spricht er ferner, „steht die Kornblume, das zarte Fräulein im reinen Blau, und hier mit krausem Köpfschen und rotem Rode das frohe Landmädchen — Klatschröschen nennt man es. Und damit alles recht brav sei, hält der Herr von Ritterjupon Wache.

Nicht in dem gleichen rosigen Licht wie dem poetischen Stadtkinde erscheinen dem praktischen Landmann all' die blühenden Kräuter auf Ager und Flur. Manche unter ihnen möchte er am liebsten ausgerottet sehen, ihm gelten sie als Unholde, die seine Hand nicht gefät hat und von denen sie auch nicht ernten kann. In beständiger Fehde lebte er mit ihnen, aber die Unkräuter leisten zähen Widerstand, man möchte sagen, sie besäßen etwas von der Kriegskunst des alten Napoleon. Wie jener grimme Haubegen einst immer wieder neue Heere gleichsam aus dem Boden stampfte, wenn seine Gegner ihn schon müde und erschöpft wähten, und den Feind abermals auf's Haupt schlug, bevor dieser sich noch recht besinnen und auftraffen konnte, so führen auch die Unkräuter — der fleißige Ackermann mag jäten, pflügen, entwurzeln — immer wieder frische Kerntruppen in's Feld. Diese nehmen alsbald die Plätze der vergangenen Geschlechter ein oder erobern sich ein neues Gebiet, pflanzen dort munter ihre blühenden, farbenreichen Fahnen auf und entladen nach allen Richtungen die verderbliche Munition ihrer Samen.

Es ist kaum notwendig, zu erörtern — jede fleißige Jäterin weiß dies ja praktisch gut genug —, welche ungezogene Kinder Flora's man denn eigentlich mit dem Namen Unkräuter bezeichnet. Wie schon der Name andeutet, handelt es sich um Gewächse, mit denen etwas in Unordnung ist, und diese Unordnung besteht darin, daß dieselben sich ganz ungerufen am unrichtigen Orte ansiedeln und jenen anderen Pflanzen, welche der Mensch auf dem betreffenden Acker eigens bauen möchte,

Raum und Nahrung entziehen. Demnach braucht ein Unkraut nicht immer notwendig ein Kind der Wildnis zu sein, auch eine Kulturpflanze kann zu dieser Stufe der Verkommenheit herabsinken. Was sollen wir z. B. sagen von einer Kartoffel im Weizenfeld? Sie ist dort nicht mehr am Platz als ein Pudelhund in einer Regelbahn — sie ist eben ein Unkraut an jenem Ort.

Welchen Umständen haben denn die Acker- und Wiesenunholde trotz so harter Verfolgung ihre Unverwüstlichkeit zu verdanken? Bei einigen unter ihnen kommt dieselbe daher, daß sie oft so fest am Boden, wie ein alter Geizhals an seiner Geldtrube, haften und sich durch ihre üppig fortwuchernden Wurzeln oder Ausläufer Dauer und Bestand zu sichern wissen. Zu dieser Sippe ist u. a. die Ackerquede zu vermelden. Sie macht fürwahr ihrem Namen „Quede“, der frisch, lebendig bedeutet, Ehre! Der Landmann mag ihr mit der Pflugschar nahen, ihre Glieder zerschneiden und tief unter die Scholle begraben, sie lebt mancherorts doch wieder auf lebendig und frisch — und ist und bleibt die lästige Ackerquede (*Tritium repens* L.) Doch hat diese Pflanze auch gute Seiten, was wir hier, um ihre Ehre nicht ganz zu vernichten, nur nebenbei noch erwähnen wollen. Gerade ihre wuchernden Wurzelstöcke, welche anderwärts sich schädlich erweisen, gewähren an der Nordsee dem loderen, flüchtigen Sand der Dünen Halt und Festigkeit. So spielt kein Ding ganz ohne Nutzen seine Rolle auf der großen Schaubühne der Welt und des Lebens, nicht einmal das Unkraut!

Die meisten Unkräuter jedoch widerstehen der Ausrottung ihrer Art, indem sie durch ihre Samen für eine der Zahl und Beschaffenheit nach vorzügliche Nachkommenschaft sorgen. Welch' eine erstaunliche Anzahl von neuen Lebenskeimen weiß da nicht mancher Ackerunhold in die Welt zu setzen? Willst du dir davon einen Begriff machen, lieber Leser, dann nimm dir nur einmal die Mühe, die Samen in den Kapseln des Mohnes, die Fröchtchen des kanadischen Berufstrautes, *Eriogon canadense* (auch kanadische Dürnwurz genannt), die Samen der Kornrade oder anderer Unkräuter zu zählen. Doch dazu hast du vielleicht keine Zeit, darum haben es die gelehrten Herren Botaniker schon für dich getan. Sie haben in 100 Mohnkapseln an 50 000 Körnlein gezählt; durchschnittlich entfallen also, wenn ich richtig rechnen kann, je 500 Samen auf eine Kapsel. Ein kräftiges Individuum des kanadischen Berufstrautes wies in seinen zahlreichen Köpfschen an 110 000 Fröchtchen auf, jedes Fröchtchen birgt aber ein Samenkorn, also wieviel Samenkörner waren da? Bei der Kornrade, die so gern zwischen dem Roggen und der Gerste ihr Unwesen treibt, ließen sich einmal in nur sieben Blüten

über 2500 Samen zählen. Für eine Art des Kreuzkrautes (*Senecio vernalis*), die im 19. Jahrhundert im nordöstlichen Deutschland von Ader zu Ader lustig gewandert ist, gelang es, an einer überwinterten Pflanze an 40 000 reife Früchtchen zu ermitteln. Nehmen wir nun auch einmal an, daß neunzig und noch mehr Prozent der erzeugten Samen zu Grunde gingen, so wäre doch für die Erhaltung und selbst für die Vermehrung der Art noch überreichlich gesorgt. Allein wir dürfen die Lebenskraft und Fähigkeit dieser zahllosen Bagabundenkinder nicht zu gering anschlagen. Im Familienleben der Pflanzen geht es ähnlich wie in der menschlichen Gesellschaft zu. Während man in den Häusern der Reichen und Vornehmen oft nur wenige und dazu noch bleiche und schwache Sproßlinge antrifft, tummeln sich vor der Hütte des armen Mannes Kinder in Menge, die mit rosigem, von Gesundheit strotzenden Wangen ihr hartes Morgenbrot verzehren.

Oft viele Jahre hindurch vermag der kleine Keim im Samen regungslos zu schlummern, um plötzlich bei günstiger Gelegenheit zu erwachen. Ein solches Erwachen findet manchmal beim Abholzen einer Waldpartie oder nach einem tiefgrundigen Pflügen statt. Wie von einer unsichtbaren Zauberhand gesät, erscheinen alsdann an den betreffenden Orten gewisse Pflanzenarten, namentlich Unkräuter, welche in den letzten zehn, zwanzig und noch mehr Jahren niemand dort beobachtet hatte. Im Besitz solcher Samen von ausdauernder Keimkraft sind u. a. der Adersenf oder Bruchhederich, sowie auch der eigentliche Hederich. Werden die Keimlinge, nachdem sie mehrere Jahre tief im Erdschoß geruht, gelegentlich mit ihren Wiegen, den Samenhüllen, mehr an die Oberfläche gehoben, dann bedarf es nur noch eines erfrischenden Kaltwassergusses von oben, und sie fangen an, sich munter zu regen, hüpfen aus ihren Wiegen, schießen in's Kraut und schmücken sich binnen kurzer Frist mit Blüten und Früchten.

Noch wunderlicher scheinen sich die Samen der Klee-seide zu verhalten. Dieselben sollen vier bis sechs Jahre unbeirrt im Boden verweilen können, ohne Anstalten zum Keimen zu treffen, bis wiederum die Wirtspflanze, auf deren Kosten die kleine Seide (*Cuscuta epithimum*) so gerne schmachtet, in ihrer Nähe gebaut wird. Wie von magischer Kraft berührt, sprengen die Keimlinge alsdann ihre graue Hülle, spinnen die bekannten roten Fäden und weben ein erstickendes Netz um den grünenden Klee. Willst du, lieber Landmann, ich will dich hier nur nebenbei daran erinnern, deine Kleefelder vor der gefährlichen Schmarotzerei bewahren, dann lasse dir vor allem die Reinheit des Saatgutes recht angelegen sein.

Noch auf eine interessante Weise, ähnlich wie auch andere kleine Samen, bekunden die Samen der Seidepflanze ihre Lebensfähigkeit. Mitunter müssen sie nämlich in einen Vogel- oder Schaf-

magen wandern und all' die dunkeln und verschlungenen Gänge des Verdauungskanales passieren. Doch diese unheimliche Wanderung schadet ihnen weiter nichts, denn von den Zähnen werden sie wegen ihrer Winzigkeit nicht verletzt und die Verdauungssäfte bleiben wirkungslos auf ihre solide Schale. Im Gegenteil, durch diese gastliche Aufnahme werden sie glücklich weiter transportiert und fern von ihrer Geburtsstätte auf einen neuen und vielleicht bisher von *Cuscuta* noch verschonten Nährboden niedergelegt.

Nicht durch ihren Magen allein können die Tiere gelegentlich zur Unkräuterpost werden, die Vögel vermögen die Samen auch im Schnabel und Schafe und Rinder in ihrem Haarkleide von einem Ort zum andern zu tragen. Außerdem trägt der Wind zur Beförderung mancher Samen mächtig bei. Um aber besser auf den Flügeln der Windsbraut reisen zu können, sind viele Samen nicht nur recht leicht und winzig klein, sondern auch noch — man denke nur an den Löwenzahn oder die Kuhblume, an das Kreuzkraut, die Kornblume usw. — mit Flugschirmchen, Flughäutchen, leichten Federkrönchen oder Haarschöpfen versehen. So ausgerüstet sind sie im Stande, hurtiger durch die Lüfte zu segeln, als ein Geschäftsreisender auf der Eisenbahn oder auf den blitzenden Sprossen eines Fahrrades dahinfliehet.

Wohl sind die Unkräuter eine Last für den Menschen. Sie erinnern ihn an das Wort der Schrift: „Dornen und Disteln soll dir die Erde tragen!“ Bemühungen zu ihrer gänzlichen Ausrottung sind vergebens; nicht einmal der gewaltige Polzeisstock, dessen Hilfe auch schon gegen gewisse Unkräuter angerufen wurde, vermochte diese Anarchisten unter den Pflanzen samt und sonders aus dem Lande zu verjagen. Immerhin erweist sich der Mensch den Unkräutern gegenüber als Herr der Schöpfung. Durch Reinigen des Saatgutes, durch geeignete Bearbeitung des Bodens, sorgfältiges Jäten, Ausrotten der Pflanzen, womöglich vor der Blütezeit oder wenigstens vor der Fruchtbildung, kann der Landmann die Unkräuter in ihrer Zahl sehr beschränken.

Zu laut darf der Kulturmensch sich nicht über die Aderunholde ereifern, er müßte denn auch zum Teil sich selber anklagen wollen. Oder hat er nicht selbst manche derselben auf seine Ader eingeschleppt? Hat er nicht zwei fremdländische Pflanzen, welche er in seinen botanischen Gärten und Parkanlagen aus Liebhaberei oder Wissensdrang zog, entfliehen und sich im freien Felde ansiedeln lassen, wo sie alsdann unter günstigen Verhältnissen zu weitschweifenden Unkrautsvölkern heranwuchsen? Eine hervorragende Stelle unter den Unkräutern von ferner Herkunft nimmt das Kanadische Berufskraut ein. Jetzt hat es sich in ganz Europa an sandigen Wegen, auf Adern, an tiefen Ufern, in Waldschlägen, ja auf Dächern selbst und Mauern bequem niedergelassen. Einst kam es um das Jahr 1655 aus seiner Heimat

Kan
es f
gesch
(Oer
blätt
ber
Be
aus

hat
ger
wä
prä
- S
trä
sch
gen
Jal
Art

Kanada in Nordamerika; wie die Sage geht, soll es sich in einem ausgestopften Vogelbalge eingeschmuggelt haben. Auch die Nachtkerze (*Oenothera biennis*), deren schwefelgelbe Kronblätter sich am Abend öffnen, daher der Name der Pflanze, um am folgenden Morgen schon dem Verwelken anheim zu fallen, ist ein stattlicher Gast aus der neuen Welt. Eine besondere Vorliebe

armen Grauschimmel in seinem haarigen Wams hinübergetragen haben soll (!), ist dermaßen in den Pampas (weite baumlose Ebenen in Argentinien) geblieben, daß ihr stacheliges Gebüsch auf viele Quadratmeilen eine für Menschen und Tiere gleich unzugängliche Wildnis gebildet hat.

So wird durch Handel und Verkehr nicht nur Gutes und Nützlichliches, sondern auch Böses und



Die gute Milchspenderin. Von O. Pletsch.

hat sie für Eisenbahnen und Lokomotiven, da sie gerne die Schienenwege entlang ihren Aufenthalt wählt und die kahlen Stellen im Herbst mit ihren prächtig gelben Blumen auskleidet.

Wie die Amerikaner uns manche ihrer Anträuter, so haben wir Europäer aus guter Freundschaft den Amerikanern auch einige von den unsrigen geliefert. Die Kornrade siedelte im vorigen Jahrhundert nach Nordamerika über, und eine Artischodenart (*Cynara Cardunculus*), die ein

Nachteiles rings um die Welt geführt. Und wie auf dem Ackerboden, so ringt auch auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens hienieden stets das Gute mit dem Bösen, das verderbliche Antraut mit der reinen Saat, das Licht mit der Finsternis. Auch du, waderer Landmann, mußt in diesem Streite Stellung nehmen. Zu welcher Partei wollen wir durch unsere Gesinnungen und Taten allzeit gehören, — zum Antraut oder zum guten Weizen?

Die Badereise.

Humoreske von Adolf Thiele.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Rupprecht machte heute einmal seinen pflichtgemäßen Besuch in der Familie des Registrators Finte. Alles war ja glücklicherweise wohl auf, doch als Hausarzt sprach er alle vier Wochen einmal vor.

Mit stark gerötetem Antlitz, von dem Schweßtropfen herniederperkten, trat ihm die Frau des Hauses entgegen.

„Aber bitte, Frau Registrar!“ rief nun der Doktor erstaunt, „was soll denn das bedeuten?“

Frau Finte wies auf einige Reiseförbe, die halbgeöffnet im Wohnzimmer standen.

„Sie wollen also die Badereise doch antreten?“ fragte der Doktor. „Wie ich Ihnen nun ja schon sagte, ist's gar nicht notwendig; denn wer es richtig anfängt, kann sich auch zu Haus erholen.“

„Aber bedenken Sie doch, Herr Doktor,“ fiel die Frau des Hauses ein, „alles macht jetzt Badereisen, Schwentes drüben gehen nach dem Harz, ein Kollege von meinem Mann reist mit seiner Familie nach Thüringen, und Schulzens sind sogar nach Swinemünde abgereist.“

„hm, hm,“ machte nun der Arzt, der sehr tüchtig war, aber auf einer Preisbewerbung um Höflichkeit keine Medaille davongetragen hätte, „na, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Glückliche Reise!“ Nach den üblichen Fragen über die Gesundheit der Familienangehörigen empfahl er sich dann; auf der Treppe murmelte er noch in den Bart: „Nobenarrheit! Könnten auch das Geld besser anwenden!“

Am nächsten Tage war die Familie Finte frühzeitig am Bahnhof versammelt; nur der Älteste, der elfjährige Hermann, befand sich bei dem Onkel zu Besuch in Oberstein und sollte, da dieses am Reiseweg lag, unterwegs mitgenommen werden. Puh, war das eine Hitze und dazu die Fülle auf dem Bahnhof zu K. Registrators hatten sich nicht gedacht, daß so viele heute zu Beginn der Ferien mitfahren würden. Aber und über bepackt stand das Ehepaar da, das Dienstmädchen mußte noch zurückgejagt werden, um die in ein Bündel geschnürten und natürlich vergessenen Schirme herbeizuholen.

„Mama, es rutscht was!“ sagte das neunjährige Lieschen, und richtig, da schält sich auch schon aus dem ihr anvertrauten Wunder langsam ein Gemisch von Strümpfen, Butterbrot, Taschentüchern und Leberwürst hervor.

Der Herr Registrar stürzt herbei, um den Schaden in Ordnung zu bringen, und tritt dabei einem Hunde auf den Fuß, was sofort ein Gewimmer dieses Vierfüßlers und einen zornigen Blick von dessen Besitzer hervorruft.

Gleich darauf aber stößt sich der sechsjährige Fritz an die Nase, und mit dem Blut vermischt sich die bitteren Zähren des Verunglückten. — Jetzt kommt der Zug.

„Na, — solch ein Gedränge!“ seufzt die Frau Registrar, die soeben einen Stoß mit einem Regenschirm bekommen hat. „Und dabei ist die Emilie noch nicht da!“

Die Eltern bilden eine Schutzwehr für ihre Kinder, und schiebt sich das Knäuel langsam zum Zug. Jetzt das Einsteigen; selbst der gemächliche Registrar kann einen Fluch nicht unterdrücken, als er einige Coupés gefüllt findet, oder bei einem anderen von einem böswilligen Passagier sogar die Tür zugehalten wird. Endlich sind alle nebst dem Gepäck untergebracht, da erscheint mit hochgerötetem Antlitz die so sehnlich erwartete Emilie mit den Schirmen.

Nun kann's fortgehen. — Ein Pfiff, und mit sorgenvollen Mienen, die durch zahlreiche unnütze Fragen der Kinder auch nicht ausgeheitert werden, fahren Registrators davon. Ein Viertelstündchen dauert es, bis man ganz in Ordnung ist; übrigens sind Registrators in ein Rauchcoupé geraten und werden nach allen Regeln der Kunst geräuchert.

Vater Finte hat nun noch eine Aufgabe zu erledigen, auf Station Oberstein den Hermann, den Ältesten, aufzunehmen. Der Zug hält, beim eiligen Aussteigen stößt sich der Herr Registrar empfindlich ans Knie, hinkt zur Perronsperre hinaus, nimmt seinen dort harrenden Sprößling an die Hand und eilt zum Fahrkartenschalter, um für Hermann eine Karte nach Waldberg, dem ausertorenen Badeorte, zu lösen. Dem steht nichts im Wege, aber — Pech muß der Mensch haben, der Zug geht fort, als Vater und Sohn gerade abknipsen lassen wollen, kein Wunder bei diesem Trubel! — Hermann vergißt ganz seine elf Jahre und stimmt ein Geheul an, das durch eine ihm vom nervös werdenden Vater applizierte Ohrfeige nur angefeuert wird. Der Registrar beschließt, den nächsten Zug nach Waldberg zu benutzen, er telegraphiert dieses an seine Frau auf's Geratewohl nach dieser Sommerfrische, und aus purer Verzweiflung trinkt der sonst mäßige Mann einige Glas Bier, die seine Seelengröße auch nicht verstärken.

Hermann benützt den Aufenthalt, um sich in mannigfacher Art unnütz zu machen und unter anderem eine Streichholzbüchse aus Porzellan, mit der er spielt, zu zerbrechen. Der wohlverdienten Kopfnuß folgt dann das obligate Geheul.

Indessen ist die Frau Registrar, deren Seelenstimmung mit derjenigen der von Hector verlassenen Andromache gleicht, mit den andern beiden Kindern als nolens volens Strohwitwe weitergefahren. Als praktischer Hausvater hat ihr Mann die Fahrkarten und alles Reisegeld bei sich, und die geängstigte Frau entschließt sich daher, auf einer der nächsten Stationen, in Erlendbruck, auszusteigen und zwar deshalb, weil sie eine Stunde davon Verwandte besitzt, an die sie

sich in
Bahn
Wetter
stapfen
Nach
Bier
mit d
floßt
lannte
und l
Waldb
bessere
nicht
bezahlt
in Be
eine e
neben
ein gu
um ei
bemüht
die V
Frau
den B
einen
Am
und d
Famil
stigte
ren S
Inz
etwas
bei ih
Man
andern
Erlend
die R
mittag
von ih
„E
ertönt
Gro
stürm
„M
den A
„A
im Z
„H
fragte
„M
Da n
dienst
Nu
noch
hinüb
fahren
„A
die E
„M
liegen
Be
zende

sich in ihrer Not wenden will. Sie läßt auf dem Bahnhof ihr Gepäc zurück und tritt, da das Wetter schön ist, mit den beiden fröhlich drauslostepfenden Kindern den Weg auf der Landstraße an.

Nach drei Stunden Wartens und verzweifelten Biertrinkens besteigt nun der Herr Registrator mit dem Erstgeborenen den nächsten Zug, fährt stolt an Erlenbruck vorüber, steigt auf dem bekannten Kreuzungspunkte Schmiedehausen um und kommt gegen Abend im lieblich gelegenen Walbberg an. Wiber Erwarten findet er seine bessere Hälfte nebst dem Rest seiner Familie hier nicht vor. Er telegraphiert nun sofort „Antwort bezahlt“ nach X. an seinen Hauswirt und beginnt in Begleitung des zeitweilig heulenden Hermann eine erfolglose Suche. — Eine Wohnung hat er, nebenbei bemerkt, nicht vorausgemietet, da ihm ein guter Bekannter gesagt hatte, er würde sich um eine solche am besten erst nach der Ankunft bemühen. Abgeschwert empfängt er am Bahnhof die Antwort seines Hauswirts in X.: „Seine Frau ist nicht nach Hause zurückgekehrt!“ Gram in den Zügen und viel Bier im Magen verlebt er einen schrecklichen Abend und eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen wartet er den Frühzug und den Mittagszug ab, und da auch diese die Familie nicht bringen, entschließt sich der geängstigte und etwas verkaterte pater familias schweren Herzens zur Rückreise nach X.

Inzwischen hat die Frau Registrator, der „so etwas im ganzen Leben noch nicht passiert ist“, bei ihren Verwandten Trost und Hilfe gefunden. Man hat sie über Nacht dort behalten und am andern Morgen, mit Fahrgehd versehen, nach Erlenbruck kutschiert, von wo sie nun frohen Muts die Reise nach Walbberg antritt. Dort muß sie mittags ankommen, und jedenfalls wird sie dann von ihrem Mann am Bahnhof empfangen.

„Station Schmiedehausen! Wagenwechsel!“ ertönt es.

Frau Finkle verläßt mit den Kindern den Wagen stürmt über den Bahnsteig und steigt eilends ein.

„Wo ist denn die gelbe Ledertasche?“ ruft sie den Kindern mit ängstlicher Miene zu.

„Ach du lieber Himmel, die haben wir drüben im Zug vergessen!“

„Hier bin ich doch richtig nach Walbberg?“, fragte sie in fliegender Hast den Schaffner.

„Nee, das ist ja der Schnellzug nach Berlin! Da müssen Sie schnell raus!“ ruft der Schaffner diensteifrig.

Nun aber siz, denn die Ledertasche muß auch noch geholt werden. Sie läuft zum ersten Zug hinüber, kommt gerade noch zurecht, um diesen abfahren zu sehen. Adieu Ledertasche!

„Kinder, ihr habt doch alles! Wo sind denn die Schirme?“

„Ach, die haben wir ja im Berliner Schnellzug liegen lassen!“

Verzweiflungsvoll stürzt die Mutter, von den ähzen den Kindern begleitet, zum Berliner Schnellzug.

„Na, Gott sei Dank, da sind ja die Schirme!“ Nun aber in den Zug nach Walbberg.

„Schaffner, nach Walbberg!“

„Der geht ja drüben ab, den kriegen Sie nicht mehr!“

Und richtig, auch der Walbberger empfiehlt sich mit höhnischem Pfeifen. Gelndt sinkt die unglückliche Frau auf einer barmherzigen Bank nieder, mit den weinenden Kindern eine rührende Familiengruppe bildend, wobei eine neue Rutschpartie von Strümpfen, Butterbrot und diesmal Blutwürsten aus dem Plaid herauf eine wirksame Staffage bildet.

Nach einigen Stunden geht der nächste Zug nach Walbberg, und der tüchtige Zufall fügt es, daß Familienvater und Familienmutter auf der friedlichen Strede Schmiedehausen—Walbberg aneinander vorüberfahren: Vergeblich hält der Registrator auf allen Stationen Ausschau nach Frau und Kindern. Das einzige Resultat ist ein Kohlenstäubchen, das ihm ins Auge fliegt und ihn für einige Stunden zum Einäugigen macht. Zu Hause angelangt, wirft sich der verlassene Mann auf's Sofa und sendet nach Doktor Rupprecht. Dieser beseitigt den im Auge aufgeschichteten Kohlenvorrat, verordnet kalte Umschläge und tröstet dann mit milben Worten.

„Sagen Sie, Herr Registrator,“ meint der Arzt, „was wollen Sie denn überhaupt in der Sommerfrische? Dreiviertel aller Sommerfrischler könnten das, was sie draußen mit schwerem Geld bezahlen, zu Hause ebenfalls haben, falls Sie, notabene, vernünftig sind — wenn's auch schwer fällt! Fahren Sie früh mit der Familie auf der Elektrischen hinaus in den Wald, tummeln Sie sich draußen tüchtig und kehren Sie abends in Ihr wohlgelüftetes Heim zurück und legen Sie sich in Ihren bequemen Betten zur Ruh! Skat, Billards, Stammkneipe lassen Sie einmal ein paar Wochen beiseite. Unsere Gegend, und so ist's ja fast überall, bietet so viel Schönes, wovon Sie und die meisten hier gar nichts wissen!“

„Da mach' ich ja noch ein famoses Geschäft!“ rief der Registrator, seit einigen Tagen zum ersten Male wieder lachend. „Gleich telegraphiere ich meiner Frau, die doch gewiß in Walbberg steckt, daß sie heimkehrt.“

Und so geschah es; Frau Finkle nahm, in Walbberg angelangt, das Telegramm in Empfang, kehrte nach Hause zurück, und die Familie verlebte hier vergnügt ihre Sommerfrische.

„Alte,“ sagte nach einigen Wochen der Registrator, und wenn er seine Frau so anredete, war er immer sehr guter Laune, „Alte, von dem was wir trotz der verfahrenen Sommerfrische erspart haben, können wir die ganze Kompanie neu einkleiden.“

Vergnügt lächelnd erwiderte die gute Hausfrau: „Und für mich fällt dann auch noch ein neues Kleid ab!“

„Hätte gar nicht gedacht,“ schmunzelte der Hausherr, „was wir hier für schöne Partien machen können. Einmal die Mode mitgemacht und nicht wieder; von den Badereisen hat er mich furiert, unser grober Doktor!“

Der Dorfkirchhof.

Von Heinr. Ebnred.

Der alte Pfarrer sitzt im Studierstübchen, arbeitet an der Sonntagspredigt und schaut zum Fenster hinaus. Schon mehrfach ein Klopfen und Hämmern! Nun weiß er, was ihn in seiner Sonnabendstille gestört hat: Die Gemeinde arbeitet in der Fronde, und zwar gilt heute ihr Schaffen der Erweiterung des Kirchhofs. Der alte Mann im Stübchen sinnt: Als er im Pfarrhause eingezogen war als junger Geistlicher, da hatten sie noch um die Kirche begraben. Wie war das schön, wenn Sonntags die Glocken läuteten; da hallten sie zuerst über die Gräber, dann kommt die Gemeinde, und mancher Blick wandert zu den Gräbern da und dort, und manches Herzeleid wird von den Gräbern mitgenommen und im Gotteshause dem gesagt, der alles weiß und hört. Und dann war das Fledlein um die Kirche zu klein geworden für die wachsende Gemeinde. Erweitern konnte sie ihn nicht; denn die Häuser des Dorfes umschlossen den Kirchhof dicht. So waren sie die Flur abgegangen und hatten auf dem Gemeindeland Umschau gehalten. Schließlich kamen zwei Stücke in Frage. Im Tale weit vor dem Dorf lag das eine und hoch über den Häusern am Berge das andere. „In der Ebene wärs praktischer wegen des Tragens,“ hatte der hagere Peter gemeint, „und dann sah man den Friedhof doch nicht jeden Tag.“ „Am Berge wirbs,“ hatte der Pfarrer gesagt. „Je näher am Dorf, je besser! Es ist wegen der Lebenden, die Angst vor dem Sterben haben, Peter.“ „s geht aber schwer bergauf, zumal bei Glatteis,“ hatte der Peter dagegen geredet; „Sie haben auch noch keines getragen!“ „Aber mehr zu Grabe geleitet, als Ihr,“ und damit war die Sache entschieden. Das Plätzchen über dem Dorf wurde gewählt; aber der alte Friedhof war seitdem nicht vergessen. Je mehr die Gräber verfielen, je mehr junge Bäume, Glieder und Buschholz wurden gepflanzt, und für die Aufstellung von ein paar Bänken fanden sich auch der Platz und die Mittel. Und nun war das reichlich bemessene Stück Land über dem Dorf schon wieder zu eng!

Nun litts den Alten nicht mehr bei seinen Büchern; er wanderte hinaus zu seinen Toten. Da wars heute lebendig, und das Bild war eigen, die Männer des Dorfes an der Arbeit zu sehen, hier, wo sie dereinst alle, die am Zaun hämmerten und pochten, liegen würden, wenn auch ihr Ständchen einst nahte. „Ein Lattenzaun ist eigentlich nicht schön,“ sprach einer den Alten an. „Laßt's gut sein, Christian, nächstes Jahr pflanzen wir Tännchen ringsum,“ sagte der Pfarrer, „aber es wird gut sein wegen der Hühner, wenn ihr den Zaun hübsch dicht macht.“

So wanderten sie durch die Reihen, hier wurde ein Strunk gerodet, dort hatte sich Buschholz allzu breit gemacht. „Die habe ich alle herausbegleitet,“ sagte der Alte und sah über die Reihen hin. „Habe manchen Arger schon auf dem Friedhof gehabt, wenn man an offenen Gräbern das Geschrei der lieben Angehörigen mit anhören muß, und für die Pflege der Grabstätte haben sie dann nichts übrig! Manche, die nicht am offenen Grabe geweint haben, machen einem viel Freude, wenn sie die Gräber schön halten. Es könnte da noch manches besser sein. Wie eine Gemeinde ihren Friedhof pflegt, so ist sie selbst.“ „Herr Pfarrer, nun wirbs ganz gewiß besser!“ sagte einer der Männer. „Hoffentlich,“ sagte dazu der Alte und ging zu dem einen Grab, barein er vor Jahren seine Mutter hatte betten müssen.

Es hat einmal ein temperamentvoller Pfarrer den Kirchhof seines Ortes einen Schindanger genannt, weils gar zu schrecklich und lächerlich drauf ausah. Das ist ihm furchtbar verdacht worden, aber genügt hats doch. Denn mancher aus der Gemeinde ist hingegangen und hat seine Gräber zurecht gemacht. Dann lief eine Anzeige wider den Pfarrer ein, der besagten unmanierlichen Ausdruck gebraucht hatte. Es kam zu einer mündlichen Verhandlung vor der vorgesezten Behörde. Ja, gesagt hat ers, er könnt's aber auch nun zurücknehmen; denn seine lieben Gemeindeglieder hätten sich schwer geärgert und hätten etwas an ihrem Friedhof getan, und nun wärs kein Schindanger mehr.

Mancher deutsche Friedhof macht einen verlassenen, verkommenen Eindruck, und manche deutsche Dorfgemeinde verdiente, durch ein kräftiges Wort ausgerüttelt zu werden. Aber nicht jeder hat Mut und Geschick, das zu können. So will ich es jetzt noch einmal tun und sage:

Unsere alten Dorffriedhöfe verdienen unsere Sorge und unsere Arbeit. Ist einer außer Gebrauch gesetzt, pflanzt Bäume drauf und sucht das ganze parkartig zu gestalten. Aber nur dann wird ein Dorf seinen verlorenen Friedhof noch pflegen, wenn der im Gebrauch befindliche keinen wüsten, verwilderten Eindruck macht.

Durch den Friedhof wird mancher, der in die Stadt verzog, allein noch an das Dorf gebunden. Tausend Fäden verknüpfen so Stadt und Land. Wenn einer aus der Stadt als Besuch in der alten Heimat einkehrt, der geht auch auf den Friedhof. Seht zu, daß er nicht durch verkommene Gräber abgestoßen werde, sondern sorgt, daß durch die Pflege der Ruhestatt eurer Toten das Heimatgefühl der Lebenden geweckt werde und erstärke!

Die Waren=Anteilscheine der Zentral=Bezugs= und Absatz=Genossenschaft des Badischen Bauern=Vereins e. G. m. b. H.

Wer kennt nicht den Unterschied zwischen unserer früheren Goldmark und der heutigen Papiermark! So sehr wir die erstere vermissen und so traurig und trüb der Unterschied derselben zu der letzteren ist, so notwendig brauchen wir sie, um unser Leben fristen zu können. „Das Papiergeld hat gar keinen Wert mehr,“ sagen viele, und das ist nicht ganz richtig. Das Papiergeld hat allerdings sehr wenig Wert und daraus folgt, daß man sehr große Mengen davon braucht. „Mit den Papiersegen ist nichts mehr anzufangen, noch weniger kann man aber anfangen, wenn man keines hat,“ sagt der Volksmund, und er hat nicht unrecht.

Jeder Landwirt kennt diese Tatsachen nur zu gut und ich möchte den sehen, der sagt: „Das Papiergeld ist mir zu lumpig, ich will davon überhaupt keines mehr.“ Der Mann muß heute wahrscheinlich noch gesucht werden, der seine Waren herfschenken kann, denn auch er bekommt nichts geschenkt für seines Leibes Bedürfnisse; im Gegenteil! Wenn der Landwirt meint, er hätte nun einen ordentlichen Lappen Geld besammen und er kommt damit in die Stadt, um sich irgend einen Bedarfsartikel zu kaufen, wie erscheint ihm da seine Geldmappe auf einmal so leicht, obwohl sie sich noch daheim ganz behäbig anfühlte. Ich kenne einen Mann, der sich ein Hemd kaufen wollte und das Geld dafür längst vorrätig hatte. Da er in einem kleinen Ort abseits der Bahn wohnte, kam er erst nach einigen Tagen in die Stadt. Welchen Schreden mußte er da erleben! Für das von ihm sorgfältig gebütete Geld bekam er statt eines Hemdes nur noch ein einziges Kragenknöpflein und noch nicht einmal eines von den besten. Der Mann hat auf den Geschäftsinhaber, auf die heutige Zeit, auf die Regierung und überhaupt auf alles geschimpft, was ihm in seiner Entrüstung augenblicklich einfiel. Und wie er seinen Arger in einem Wirtshaus hinunterschwenken wollte, mußte er zu seiner Empörung gewahr werden, daß er für ein Viertel Wein eine ganze Menge Kragenknöpflein branzugeben gezwungen war. So konnte der Arger nicht so gründlich hinuntergespült werden, wie es eigentlich notwendig gewesen wäre.

So, wie diesem Mann gehts einem jeden von uns, wenn er ein Stück Vieh, einen Pflug, Kunstdünger, Futtermittel usw. kaufen oder gar Schmiedgras steigern will. Immer fehlt's an dem notwendigen Geld, das wir in unseren Betrieb hineinsteden sollen.

So wie dem Landwirt in seinem eigenen Betrieb, geht's heute auch in allen industriellen, kaufmännischen, gewerblichen und genossenschaft-

lichen Unternehmungen: An allen Ecken und Enden fehlt die Hauptsache: das lumpige Geld.

Dieser größte von allen sieben Hauptmängeln macht auch der Zentral-Genossenschaft des Badischen Bauern-Vereins das Leben recht sauer. Kaum hat sie ihr Betriebskapital in annehmbare Höhe gebracht, schnellen für alle landwirtschaftlichen Bedarfsartikel wie zum Hohn die Preise in die Höhe und schauen verachtungsvoll hinunter in die Tiefe zur Papiermark und auf die gährende Leere der Betriebskassen. Schadenfroh sehen sie zu, wie dem genossenschaftlichen Unternehmungsgeist die Flügel gestutzt werden. Da wäre es schon das beste, man könnte die Hände in den Schoß legen und gar nichts mehr tun, wenn damit unseren Tausenden von Mitgliedern gebiet wäre. Daran ist aber nicht zu denken, denn gerade in der Zeit der Teuerung soll die Genossenschaft ihren Mitgliedern Schutz und Schirm gewähren gegen allzu hohe Preise und gegen die weitere Entwertung des landwirtschaftlichen Betriebsvermögens. Die Mitglieder einer Genossenschaft erwarten mit Recht, daß ihre Zentrale alles tut, um die für die Produktion benötigten Mittel noch zu erschwinglichen Preisen herbeizuschaffen. Das ist natürlich viel leichter gesagt wie getan, weil heute fast überall Barzahlung, ja sogar Vorauszahlung verlangt wird, weil eine große Anzahl unserer Bedarfsartikel unmittelbar von der Valuta abhängig ist und die Preise dafür deshalb täglichen Schwankungen (aber meistens nach oben) unterworfen sind. Da bleibt nichts anderes übrig, als eben ohne langes Besinnen zuzugreifen und die schweren Bedingungen der Barzahlung oder Vorauszahlung mit in Kauf zu nehmen. Dies kann aber nur solange geschehen, als Geld vorhanden ist, denn wenn dieses ausgeht, ist es unmöglich, die bisher außerordentlich nützlich und segensreich empfundene Vorratswirtschaft zu betreiben. Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Klöten! Nicht mehr mit Millionen, sondern mit Milliarden müssen große Betriebe heute rechnen. Hieraus erzieht auch das letzte Mitglied, daß hier starkes Zusammenhalten und gemeinsame Stützung unseres Betriebskapitals von ausschlaggebender Entscheidung über das Sein oder Nichtsein genossenschaftlicher Warenvermittlung ist. Alle Mitglieder, welche diese Warenvermittlung in Anspruch nehmen, müssen bestrebt sein, zu ihrem Teil, soweit es in ihren Kräften steht, zur Stärkung des Betriebskapitals unserer Zentral-Genossenschaft beizutragen. Nicht daß sie dabei große Opfer an Geldeswert bringen

sollen. Es handelt sich nur darum, der Zentral-Genossenschaft für eine gewisse Zeit so viel Geld zu leihen, daß sie über die schlimmste Kapitalnot hinwegkommt. Die Zentral-Genossenschaft stellt mit ihren vielen Lagerhäusern und Warenvorräten heute einen Schuldner dar, dem jeder mann unbesorgt ein Darlehen geben kann, zumal dieses Darlehen einzig und allein für die Interessen der Mitglieder arbeitet. Der Gegenwert ist stets in Waren-Forderungen an landwirtschaftliche Genossenschaften vorhanden und es wird mir jeder bestimmen, wenn ich sage, daß trotz allem die in der Landwirtschaft verankerten Werte heute die weitaus sichersten sind. Der Badische Bauern-Verein e. V. hat überdies die selbstschuldnerische Bürgschaft für solche Darlehen auf Waren-Anteilscheine übernommen. Der Betrag eines solchen Waren-Anteilscheines muß auf 2 Jahre unkündbar zur Verfügung gestellt werden und ist auf M 100 000 für den Anteil festgesetzt. Die Verzinsung entspricht jeweils dem Reichsbank-Diskont. Wer seinen Kindern eine feste Kapitalsanlage oder wer seinem Patenkind ein nützliches Angebinde machen will, der kann auf ihren Namen einen solchen Waren-Anteilschein zeichnen. Man wird vielleicht entgegenhalten, daß das Darlehen später vielleicht mit entwertetem Geld zurückbezahlt wird. Demgegenüber besteht aber auch die Möglichkeit, daß unsere Papiermark, welche heute nicht mehr viel weiter heruntergehen kann, sich bis zum Tag der Rückzahlung erheblich gebessert haben wird. In diesem, gar nicht so unwahrscheinlichen Fall würde der Zeichner eines Waren-Anteilscheines ein sehr gutes Geschäft machen.

Der Hauptvorteil für den Zeichner liegt aber nicht nur in der hohen Sicherheit und in dem guten Zins, sondern er liegt darin, daß die Zentral-Genossenschaft weiterhin kon-

furrenzfähig bleiben kann und bei ihrem großen Bedarf an allerhand Waren ihre preisregulierende Kraft behält. Sobald die Genossenschaften beim Einkauf unserer Bedarfsartikel und beim Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse mangels Betriebskapital nicht mehr in die Erscheinung treten würden, hätten Handel, Gewerbe und Industrie wieder freie Hand in der Preisbildung und die Zustände würden genau so unhaltbar werden, wie sie vor 20 Jahren noch gewesen sind. Wohl stehen auch noch andere Wege der Kapitalbeschaffung offen. Sie kommen aber wegen der heute sehr hohen Zinsen und Spesen nur im Notfalle in Betracht, weil sich diese Unkosten ohne weiteres wieder in den Verkaufspreisen der betreffenden Artikel zum Nachteil der verbrauchenden Landwirte auswirken müßten. Deshalb ist der geradeste, sicherste und billigste Weg zur Stärkung des Betriebskapitals die Gelddaufnahme bei den Mitgliedern auf die Waren-Anteilscheine der Zentral-Genossenschaft.

Die Gelegenheit zur Zeichnung solcher Waren-Anteilscheine ist überall, wo sich eine Zweigstelle, ein Lager, eine Bankfiliale oder andere Niederlassungen unserer Organisation befinden. Die gezeichneten Beträge können auch dort ohne weiteres einbezahlt werden, so daß keine Unkosten durch Porti und Unbequemlichkeiten durch Schreibarbeiten entstehen. Außerdem nehmen alle Vorstände unserer Ortsvereine Zeichnungen entgegen und geben alle etwa noch gewünschten Auskünfte in erschöpfender Weise.

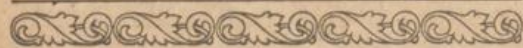
Wir aber richten den Appell an unsere Mitglieder: Zeigt euch stark im genossenschaftlichen Zusammenhalten, trage jeder seinen Baustein bei zur Verstärkung der Grundmauern des stolzen Gebäudes der Badischen Bauern-Vereins-Organisation.



Säerspruch.

Konrad Ferdinand Meyer.

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
 Die Erde bleibt noch lange jung!
 Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
 Die Ruß ist süß. Es hat es gut.
 Hier eins, das durch die Scholle bricht.
 Es hat es gut. Süß ist das Licht.
 Und keines fällt aus dieser Welt,
 Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.



Kreuz und Schwert.

Von Frz. Aug. Leibrecht, Ebenkoben (Pfalz).

Vieles hat das Schwert, das stolze,
 Schon erlämpft sich in der Welt,
 Lorbeerkränze, Ruhm und Ehre,
 Schätze auch an Gold und Geld.
 Große Völker hat's besieget,
 Unterjocht gar manches Reich,
 Aber wenn das Schwert geschlagen,
 Hat gesluchet seinem Streich.
 Auch das Kreuz, es hat bezwungen
 Manchen Fürsten, manches Land,
 Manchen Starlen hat's gebeuget,
 Manchen Troß es überwand.
 Aber wer von ihm besieget
 Hat gebeugt vor ihm sein Knie,
 Hat es dankbar stets gesegnet,
 Doch geslucht hat er ihm nie.

1. P
2. C
3. C
4. P
5. C
6. P
7. C
8. C
9. P
10. P
11. C
12. P
13. P
14. C
15. P
16. P
17. C
18. P
19. P
20. P
21. P
22. C
23. C
24. C
25. C
26. C
27. P
28. P
29. P
30. P